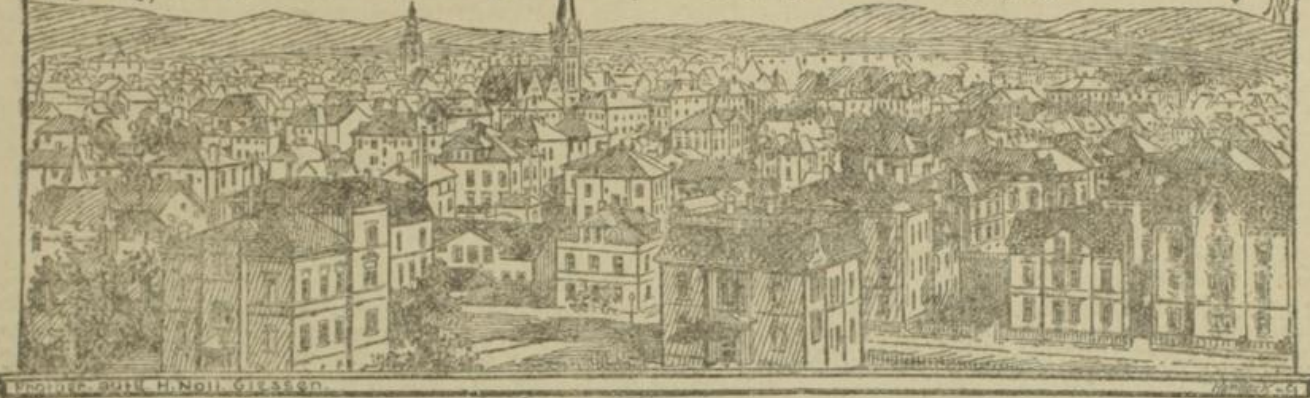


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabeln.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Am anderen Vormittag war Peterfen erschienen, und die üblichen Formalitäten waren mit den Eltern Astrids erledigt. Der Neuverlobte war dann gebeten worden, zu Tisch zu bleiben. Nun kamen auch Edith und Gerda hinunter zu dem jungen Paare.

Klaus Peterfen war beim ersten Begegnen mit Gerda doch etwas betreten. Aber Astrid half mit ihrem glücklichen Frohsinn auch über diese Klippe hinweg.

Als Gerda sich dem neuen Schwager mit einem leisen Nicken in den Augen näherte und ihm die Rechte bot: „Alles Glück, Herr Peterfen,“ da umfaßte Astrid die beiden gleichzeitig und rief:

„Herr Peterfen! Macht doch keine Dummeheiten, Kinder. Du sagst ihr hübsch, als Schwägerin und Schwager, und gebt euch einen Kuß, auf gute Verwandtschaft — wie sich's gehört.“

Peterfen lächelte etwas gezwungen, aber Gerda ging auf Astrids Ton ein. Es war ja das Richtige so. Sie bot dem neuen Schwager unbefangenen den Mund:

„Also, dann auf gute Freundschaft, Klaus!“

Und der feste Händedruck, mit dem sie dies Wort besiegelte, war ehrlich gemeint. Da war auch er über diesen Moment hinweg, vor dem er heute den ganzen Morgen noch ein lebhaftes Unbehagen empfunden hatte. Und nun erst konnte er sich seiner allerliebsten blonden, kleinen Braut recht erfreuen.

Am nächsten Sonntag empfing das Brautpaar. Es ging im Henningschen Hause zu wie in einem Taubenschlag. Auch Knylburg kam und Tilly Brenden, Astrids beste Freundin, um zu gratulieren.

Tilly umarmte die Braut mit großem Gefühlsaufwand, konnte es sich aber doch nicht verjagen, ihr dabei leise ins Ohr zu raunen:

„Du — ich war ja einfach platt! Wir haben ja alle immer gedacht, Peterfen würde sich mal mit Gerda verloben.“

Aber an Astrids unerbittlicher Laune glitt auch das ab. Lachend erwiderte sie:

„Ja — es kommt bisweilen anders, als ihr klugen Leute denkt. Man muß doch auch mal für kleine Ueberwachungen sorgen — nicht?“

Aber auch für Gerda, die Tilly nun begrüßte, hatte diese eine kleine Liebenswürdigkeit:

„Und denk dir nur, Gerda, das wird dich ja sicher interessieren — Knylburg kommt her, für längere Zeit.“

Gerda zog sich das Herz freudig zusammen. Doch sie sah der anderen gelassen in das heimlich beobachtende Auge. Leicht hin sagte sie:

„So — aber was will er denn hier? Er wird doch nicht etwa ein Engagement an unserer Hof- und Staatsbühne angenommen haben, der Unglücksmensch?“

„Wo denkst du hin! Als Gast der Prinzessin kommt er her. Auf's Schloß zu ihr. Was sagst du nun? Er wird seinen Urlaub hier verleben. Es gefällt ihm hier so gut — denk nur, Gerda — hier bei uns, in unserem Krähwinkel! Ist es nicht zum Lachen? Kannst du dir das erklären?“

Gerda fühlte, wie auch Knylburgs Augen jetzt auf ihr ruhten. Aber die Sticheleien der Freundin verstärkten nur noch ihre Beherrschung.

„Ja — da hast du recht — eine richtige Kateridee. Nun, Künstler haben ja manchmal absonderliche Passionen.“

„Die haben sie wirklich!“ gab Tilly mit eigener Betonung zurück. Bohrte doch noch in ihr der Ärger, daß Knylburg neulich mit Gerda als einziger der jungen Damen getanzt hatte.

„Wollen Sie schon wieder fort, Herr Knylburg?“

Gerda wandte sich dem Adjutanten zu, der jetzt aufstand. Er hatte nur seiner Pflicht genügen wollen, doch nun litt es ihn nicht länger hier.

„Allerdings, Fräulein Gerda, ich wollte —“

„Bleiben Sie doch noch, lieber Knylburg,“ rief da aber Herr von Henning herüber. „Ich habe nachher etwas Dienstliches für Sie.“

„Wie Herr Oberstleutnant befehlen.“

„Dann kommen Sie mit, mir ein bißchen helfen — die Blumen arrangieren.“

Gerda, die aufgestanden war, bat ihn mit einem leisen Blick. Sie wollte sich den kleinen Bosheiten Tilly Brendens entziehen.

„Stets zu Ihren Diensten,“ versicherte er und folgte ihr in den Wintergarten, wo Gerda nun die reiche Fülle der dargebrachten Blumen zu einem geschmackvollen Arrangement ordnete.

Eine Weile war er ihr stumm behilflich, obwohl ihm die Worte auf der Zunge brannten. Endlich aber brach er das Schweigen. Er mußte sprechen.

„Fräulein Gerda —!“

Sie blickte auf.

„Habe ich wenigstens noch Freundesrechte an Sie?“

Ihre Brauen zogen sich ein wenig zusammen.

„Warum fragen Sie mich das? Sie wissen es doch.“

„Es ist mir doch zweifelhaft geworden — nach so manchem.“

„Lieber Herr Knylburg — ersparen Sie uns beiden das — sagen Sie ehrlich: Was wollen Sie von mir?“

Er rang mit sich. Dann brach er los:

„Warnen muß ich Sie.“

„Warnen? Mich — vor wem?“

„Vor sich selbst, Fräulein Gerda.“

„Herr Knylburg!“ Sie hob die Kristallvase, die sie gerade in der Hand hatte, hart auf den Tisch.

„Ja — warnen!“ Er wiederholte es, im Innersten erregt, wenn er auch seine Stimme gewaltsam dämpfte. „Sie sind im Begriff — sich einer Täuschung hinzugeben, die Sie unglücklich machen kann für Ihr ganzes Leben. Das kann ich nicht ruhig mit ansehen.“

Sie hatte plötzlich ganz ihre Beherrschung wiedergefunden, und fest wies sie ihn ab, wenn auch noch schonungsvoll im Ton:

„Ich sehe nichts, was Sie zu Ihren Befürchtungen berechtigte.“

„Gerda — Sie können es doch nicht leugnen: Kessler wirbt um Sie, und Sie —“

Gerda von Henning fuhr empor.

„Herr Knyllburg, bei aller Freundschaft — Sie vergessen sich.“

Aber er trat noch näher zu ihr.

„Auf jede Gefahr hin! Ich muß zu Ihnen sprechen. Ich muß für Sie sehen, da Sie geblendet sind. Ich verstehe das ja alles. Der Mann hat etwas, was fesselt. Aber er ist eben ein Blender. Nicht bewußt — nein. Sie wissen ja, ich halte ihn selber für keinen Komödianten. Und dennoch — dieser Mann kann keine Frau glücklich machen. Wenigstens nicht auf die Dauer. Er hat keine Beständigkeit, folgt nur seinen Impulsen. Ich sehe schwerste Enttäuschungen für Sie voraus. Und darum, Gerda — hören Sie auf mich, solange es noch nicht zu spät ist!“

Seine Hand streckte sich unwillkürlich nach ihr aus. Aber sie wich vor ihm zurück.

Wohl stieg da eben, bei seinen letzten Worten etwas in ihr auf — ein dunkles, banges Ahnen, wie ein Vorausfühlen kommender Dinge — aber alsbald war das wieder verdrängt von Jörn und Empörung. Wie konnte Knyllburg das wagen! Empfindungen bei ihr zu entblößen, die sie sich selbst noch nicht klar eingestanden hatte. Und so rief sie ihm mit bebenden Lippen zu:

„Sie verlieren jedes Maß! Ich kann Sie nicht länger mehr mit anhören, Herr Knyllburg.“ Sie machte Miene, an ihm vorüber wieder nach vorn zu den anderen zu gehen, aber noch einmal wandte sie sich ihm zu. „Ich soll Ihnen glauben, daß nur Freundschaft für mich Ihnen diese Worte diktiert hat — aber ich sehe ein anderes Motiv.“

Er war ganz blaß geworden und zurückgetreten, um sie vorüber zu lassen. Ihm erwiderte er selbstsam ruhig:

„Sie irren, Gerda. Ich hoffe nichts mehr für mich, und hätte ich die Ueberzeugung, es wäre zu Ihrem Glück — kein Wort wäre je über meine Lippen gekommen. Das verstehtere ich Ihnen als Mann von Ehre.“

Einen Augenblick war es, als zögere ihr Fuß noch, aber dann ging sie schweigend an ihm vorüber.

Knyllburg preßte die Lippen fest aufeinander. Dann folgte auch er ihr. Doch in seinen Mienen war fortan etwas Starres.

„Hallo, Advantage für uns!“

Und Astrid schwenkte das Racket triumphierend über das Netz zur Gegenpartei.

„Bravo, Klauslein!“ riefte sie dann mit ihren strahlenden Augen dem Verlobten zu. Klaus Petersen hatte mit seinem scharfen Spiel eben diese Chance für sie gerettet. Und er quittierte ihre Anerkennung mit einem frohen Lächeln. Seine kleine Braut sah ja auch in ihrem schneeweißen Tennisdress zu allerliebste aus, schlank und behende wie eine Schwalbe. Er war doch sehr glücklich mit ihr; als ob seine Wünsche überhaupt nie ein anderes Ziel gekannt hätten.

Drüben bei der Gegenpartei wechselten nun auch Gerda und Heinz Kessler ihre Plätze. Im Vorbeigehen trafen sich ihre Blicke. Sie sprachen nichts. Aber die Brust des schönen Mädchens hob sich unter der glatten, englischen Bluse, die der weiße Ledergurt um die seine Taille abschloß. Heinz Kessler hatte eine Art, einen anzusehen — das war wie ein Aufstreifen, nur ganz leise mit den Fingerspitzen. Die Nerven vibrierten einem, wie unter einer körperlichen Berührung.

Eine ungelöste Spannung lag ja über Gerda seit dem Gartenfest bei der Prinzessin, jenem Augenblick des Meinens mit Kessler, wo sich in ihm etwas hatte offenbaren wollen. Sie hatten sich jetzt, seit seinem Wiederhiersein, zwar wiederholt gesehen. Er hatte bei den ersten Familienbesuchen gemacht, war auch schon bei ihnen im Hause gewesen, aber es hatte sich keine Gelegenheit wie damals

wieder geboten. So lag denn etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen. Etwas, was sie heimlich verband, sie einander nahe brachte und doch wieder Schranken zwischen ihnen errichtete.

Das Spiel ging jetzt weiter. Es lag, wie heute bei der ganzen Partie, hauptsächlich zwischen den beiden Herren, zwei ebenbürtigen Gegnern, und es war eine Freude, ihnen zuzusehen: Kessler ganz Temperament, voll Nerve und dabei von einer bestrickenden Eleganz der Bewegung ganz unbewußt. Petersen nüchterner, leidenschaftslos, aber von einer tadellosen schulgerechten Korrektheit. Er hatte nicht umsonst jahrelang in England gespielt und ernstlich trainiert.

Gerda von Henning war so interessiert bei diesem Ansehen, daß sie ihre Pflichten als Partnerin darüber stark vernachlässigte. Ihr Blick hing an Heinz Kesslers rassistiger Gestalt im blendendweißen Dress, das seinen schnittigen dunklen Kopf noch mehr zur Geltung brachte.

Seine Bewegungen waren von einer jugendlichen Elastizität, und doch konnte er so sehr jung nicht mehr sein. Tilly Brenden wollte sogar wissen: schon vierzig. Das war wohl übertrieben — aber wie alt mochte er in Wahrheit sein?

Doch wie sie dann bei ihm im Eifer des Spiels, nach einem mit federndem Sprung hoch in der Luft zurückgeschlagenen Ball aus seinen Augen ein sieghaft frohes Leuchten schiefen sah, da dachte sie gleich wieder: was bedeuten Jahre? Und wenn fünfzig — er wäre jung. Jünger als sie alle hier. Und auch in ihren Augen glänzte es auf.

Aber so von ihren Gedanken ausgehüllt, ließ sie manchen Ball aus, der in ihr Feld traf, während drüben Astrid mit Feuer und Flamme beim Spiel war und ihren Partner wirksam unterstützte. So kam es, daß — obwohl Gerda sonst der Schwester stark überlegen war — diesmal die Gegenpartei fast jedesmal zählte. Kessler allein konnte das Spiel unter diesen Umständen natürlich nicht retten. Plötzlich scholl denn auch der helle Siegesruf Astrids:

„Fifty — game — set — gewonnen! Hurra!“

Und sie machte einen kleinen Lustsprung, rief dann aber über das Netz:

„Was machst du eigentlich heute, Gerda? Du läßt ja jeden Ball aus!“

Gerda sah die Blicke der anderen auf sich gerichtet. Aber da kam ihr Kessler rasch zu Hilfe:

„Ihr Fräulein Schwester ist etwas ermüdet — nicht wahr? Ich denke, wir hören lieber auf.“

Ihr Auge traf das seine mit einem Danken. Das war wieder solch ein Moment, wo sie beide es fühlten, das stillschweigende Bündnis.

„Na, auch recht. Gehen wir also!“ entschied Astrid und ließ sich von ihrem Verlobten wie eine kleine Prinzessin bedienen, bis er, mit ihrem Golf-Zadett, Racket und Ballnetz beladen, als erstes Paar mit ihr aufbrach. Natürlich Arm in Arm, dicht aneinanderschmiegt.

Die beiden anderen sahen schweigend den Voraufgehenden nach, die schnell ausschritten, ohne sich um sie zu kümmern. Hell klang nun ihr Lachen und Scherzen zurück.

„Ein paar glückliche Leutchen —!“

Es war Gerda, als ob Kessler noch etwas hätte hinzufügen wollen. Etwa ein „beneidenswert!“ Und sie nickte nur. So schritten sie eine Weile stumm nebeneinander.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Sakuschimas Feuerregen.

Skizze von Max Karl Döttcher.

Der Wachsändler Diogo Salobate stand im Rosengarten vor seinem Hause. Unter ihm lag im weiten Bogen, in Terrassen die herrliche Stadt. Hier und da blitzten schon Lichter auf, und weit, weit in der Ferne tauchte goldglänzend das Tagesgestirn in's Meer. Der junge Diogo war ein Naturkühler. Jede Stunde abends in seinem Rosengarten, wenn er über das sich zum Schlafe rüstende Sagoshima blickte, wenn auf Jephirs lindem Flügel das an die Insel Sakurashima brandende Meer sein Wellengestülper herauf in seine Höhen sandte, wenn des Vulkans zerrißener Kratergipfel mit zierlichem blaugrauen Dampfträufeln die Himmel grühte, dann fühlte sich Diogo glücklich. Er war einer der modernen Japaner, die trotz eines langen Aufenthaltes im Auslande ihr Vaterland leidenschaftlich lieben und sein Emporblühen zu ihren heiligsten Wünschen rechnen.

Sein Rosengarten stieß an das Grundstück des Seidengroßhändlers Tuschima. Während der heißen Zeit wohnte Tuschima in seiner Villa drüben am Hafen von Sagoshima, aber sobald die

Kirschen sich zur Blüte rüsteten, verlegte der Handelsherr seinen Wohnsitz in die Höhen am Abhang des grossenden Vulkan, wo sich im Laufe der Jahre eine reizende Willenskolonie gebildet hatte. Auch Eda Tushima, die Reizende mit den lächerlich kleinen Röhren und dem allerliebsten Stumpfnäschen der Welt, des Seidengroßhändlers einzig Kind, kam alljährlich mit herauf, befreit von der alten Amme Karawa. Diogo hatte oft mit dem Mädchen gesprochen, hatte ihr die schönsten Rosen seines Gartens geschenkt und ihr von seinem wohlriechenden Wachs, das er als Cera japonica in den Handel brachte, manches Stückchen abgelassen. So waren sie Freunde geworden durch manches Jahr. Freilich, der handelsstolze Tushima liebte diese Vertraulichkeit seines Töchterchens mit dem Kleinrämer Diogo Sakodate nicht; und als er das Kind eines Tages wieder am Baum im tändelnden Gespräch mit Diogo fand, verbot er der alten Dienerin einzutreten, mit Eda je wieder diese Seite des Gartens zu betreten.

Das war vor Jahren gewesen. Unterdes war die leidende Mutter Edas gestorben und das Kind zu Verwandten nach Tokio gebracht worden. Seit gestern nun war Eda wieder daheim. Am Vormittage hatte die Amme Karawa den Wachsändler getroffen und ihr Grüße von Eda beauftragt.

Diogo freute sich ungemein. Noch war er unbewußt und wenn er des Abends unter dem Maulbeerbaum vor seinem Hause saß, da schweiften seine Gedanken wohl manchmal nordwärts, und mancher Schwalbe, die über ihn dahin schwebte, trug er Grüße auf für die kleine liebe Eda. Und nun war sie wieder daheim. Was würde man in der Fremde aus ihr gemacht haben? Sie hatte ihn grüßen lassen, also gedachte sie wohl auch noch seiner, und war gewiß nicht stolz geworden, das liebe, zierliche Geschöpfchen. Er durchschritt jetzt bedächtig und mit einem Frohschrei das er bisher noch nie gekannt, seinen Garten. Er trug europäische Kleider, und hatte seinen Kopf, wie viele seiner Stammesbrüder, unter dem Krage verborgen. An der Jasminlaube, dicht am Baum, bog sich jetzt das Gezweig auseinander, und ein rundes Gesichtchen mit blinkenden Augen und lachendem Munde lugte hervor und rief: „Diogo!“ Dann war das Köpfchen verschwinden, die Zweige nickten ein paar mal bedächtig, dann standen auch sie still, und nur der Jopji, der weich durch das blühendswangere Gezweig losse, schwächelte den jungen Blättern leises Rauschen ab. Diogo war stehen geblieben. Er lächelte und schritt dann behutsam zur Laube. Und jetzt sah er Edas rosafärbendes Gewand. Als sei es der Frühling selbst, so lieblich schritt sie dahin, und als sie sich endete fand, kam sie mit einem Nicken, das eine Welt voll Glück verkündete, hervor, und nun standen sie Hand in Hand und sahen sich in die Augen.

Nun trafen sie sich allsüßlich bei scheidender Sonne in der Jasminlaube; und zum Kirschenblütenfest, als ein einseitiges Jandzen durch die hütelobernden Gärten ging und das Volk in Dorf und Stadt sich verbrüderete, da sah die grünmantel, romantische Laube, wie zwei sich küßten, und einer jungen Nachtigall ging diese Liebe zu Herzen. Sie spannte in ihrem Kehlen ein himmlisch Sphärentied und umwob das erste Küssen der schönen Eda mit einem zarten Schleier wunderfamster Klingens.

Wenige Tage später kam Diogo Sakodate aus dem Kontor des Seidengroßhändlers Niigata Tushima drunten am Kai. Das war kein fröhliches Antlitz, das der junge, verliebte Wachsändler zeigte, das waren nicht lachende Augen eines Mannes, der zum Kirschenblütenfest das schönste Kind Japans geküßt hatte. Der alte, handelsstolze Tushima, dem er sich als Edam angetragen, hatte ihn roh und höhnisch verachtet, ihn einen Bettelkramer genannt und ihm die Tür gewiesen. Und als Vater Tushima nachmittags heimkehrte in sein Sommerhaus, da hatte die kleine, zierliche Eda wahrlich keine gute Stunde. Der Vater verbot ihr unter Androhung neuerlicher Entsendung nach Tokio jede weitere Annäherung mit Diogo Sakodate.

Für die beiden Liebenden begann nun eine traurige Zeit des Entsaßens. Wenn Diogo abends in seiner Laube saß, allein und verlassen, klagte er Frau Nachtigall sein Leid, und die Sängerin der Liebe stöhnte nun ein traurig sehnsüchtiges Lied. In einem jener Abende kam Bonin Kanosawa, ein Geschäftsfreund Diogos, der unweit ein kleines Landhaus besaß, mit sorgenvoller Miene zu Diogo.

„Was sitzt du hier und sinnst, Diogo? Wache auf und bestelle dein Haus, denn bald wird, fürcht' ich, deine Liebesorgie einer größeren weiden, der Lebensorgie.“

„Was soll das heißen, Bonin? Kündest du mir neues Unglück? Will Kiso Jusji meine Wachslieferung nicht zahlen, die du mir vermitteltest?“

„Ach, laß ihn zahlen oder nicht. Es wird dir und ihm wenig fruchten. Was sind diese paar hundert Yen gegen das Leben, und wenn es das nackte, bloße Dasein wäre!“

„Bonin, so sprich doch! Du machst mir Angst! Droht Krieg?“

„Ja, mehr als Krieg, du Trummer! Läßt dich deine blöde Liebesorgie nicht merken, was um dich vorgeht? Komm mit!“

Er führte den erschrockenen Diogo aus seinem verwachsenen Garten an die freie Seite des Hanges, und da blieb Diogo, vor Schreck fast gelähmt, stehen. Der Vulkan, sonst friedlich schmauchend und stille, beständige Kränkel formend, hatte sich mit bleigrauem Wolfenhaum umhüllt, und aus seinem Hauptkrater schossen dicke schwarze Dämpfe himmelwärts.

„Seit wann? Ich merkte von all dem nichts!“ rief Diogo hervor.

„Seit fast zwei Stunden. Und nun komm mit auf die andere Seite.“

Der Freund führte Diogo an die Rückseite des Hanges, von wo aus man einen freien Blick über das Meer hatte. Und auch hier schoss jäher Schreck in Diogos Herz; denn in wehigstehenden, hochspringenden Wellen brandete die sonst so wohlthätig atmende Flut und ihr ferres Rauschen war jetzt unstill und schwellend, und in Springfluten schwellten die geweißten Wasser über den Bord des Kais. Eine unheilverkündende Stimmung lag in der Luft, als ob ein schweres Gewitter, von einer Gottheit eiserner Faust noch in Fesseln gebannt, an den Ketten zerre, um dann mit langverhaltener Wut über die Menschheit hereinzubrechen.

Und wie die Fremde so schauten und ihre Befürchtungen austauschten, ging ein Grollen durch den Erdboden, dumpf und bang, und ein Ritzern mochte Berg und Insel wankend, und jetzt schob, einer Vulkanraute gleich, aus des Sakushima-Vulkans gärendem Maule ein Feuerstrahl empor, hoch, unendlich hoch, und die Erde wand sich in wildem Weh unter diesem Gebären von Feuer und glühendem Gestein. Noch stand jegliches Geschöpf, Mensch und Tier, erstarrt von diesem Anblick unendlich schauriger Erhabenheit, als auch schon der Feuerregen herniederbrauste, als auch schon die glühenden Kluten, die aus des Kraters ährendem Maule stießen, in rasender Eile sich talwärts schoben. Ein Wirbel, und noch einer, und wo soeben noch Diogos Haus stand, war ein wilder, wüster Fled; und wo Diogo gestanden, ragte plötzlich ein großer Maulbeerbaum aus dem Erdbreich, die Krone zu Fäken, die Wurzeln in jämmerlicher Kollage am Himmel stehend. Hundert Meter aufwärts, in Menigoss Garten, hatte er gestanden, und der Wirbel hatte ihn in der Zeit seines Bedenkens entführt und kopfunter hier eingestürzt. Diogo aber befand sich, er wußte nicht, wie das geschehen, urplötzlich in seines Nachbarn Tushimas Brunnenhof, und Blut rann über seine Stirn; aber der Bluthauch, der mit jengender Hitze im Ru über der Gegend lagerte, trocknete ihm Blut, Wunde, Mund, Stirn und Haut.

Was kam da, einem Indivium gleich, durch den Garten geschoben, feurig, glühend, lesend, einzelne lange, jengende, zündende Arme, greulichen Polypenfüßen gleich, verkrallend? Diogo, der an dem Brunnenstein klebte, stierte darauf. Ja, ein Schreien, ein Jammern ließ ihn erwachen. Ja, was war das? Wieg die Welt unter? Oder war die alte, morische Erdmutter wieder jung geworden und gebar neue Welten? War dieses höllische Poltern und Krachen und Tosen und Bischen die ersten Schritte junger Erden? Und immer neue Ausbrüche aus des Kraters Rachen, und zu all dem Tumult das Wahnsinnschreien brennender, stehender Menschen.

Ein neues Jammergeschrei aus nächster Nähe erwiderte Diogo aus seinem starren Schreck. „Eda! Eda!“ Rang die erstarrte Stimmeweise eines Mannes. Der Rat Eda gab ihm Besonnenheit wieder. Er drang in Tushimas Haus, das nur noch zur Hälfte stand, und fand dort den alten Seidenhändler am Boden liegend und Eda vor ihm kniend. Eda war im Nachtgewand, und sie schrie auf, als sie im Scheine des wüsten Fanales Diogo vor sich sehen sah.

„Fort, fort, Eda! Jeder Augenblick des Zögerns bringt uns den Tod.“

„Nicht ohne den Vater!“ entschied das lauzere Mädchen.

„Wir tragen ihn.“

Und sie beide hoben den schweren Mann, der einen Ohnmachtsanfall erlitten, auf und schleppten ihn hinaus. Ein eiserner Karren, des Gärtners Gerat, stand unweit der Tür. Daran wollten sie den Vater legen. Aber als Diogo das Gerat zurecht rückte, entfuhr ein Wchlaut seinem Mund. Der eiserne Karren wäre ein Bratrost geworden für Tushima, so hatte ihn die heiße Luft angeglüht. So schleppten und schleiften sie den Aermsten zum Garten hinaus, am glühenden Lavastrom vorbei. Das schöne, schwarze Haar Edas fing Feuer, aber Diogo, dessen Jopji auch schon zu sengen begann, schnitt mit einer kleinen Schere, die er an seinem Nuliermesser bei sich trug, Edas Haar ab und ließ es zu Boden fallen. Und nun weiter! Die Augen quollen aus ihren Höhlen bei dieser Blut, Mund und Nase dörrten aus, und nun fing auch Edas Nachtgewand an zu sengen und der seine Stoß fiel wie Hundst von ihrem Leibe. O, Rot ist rein und heilig, und diese Rot war groß! Diogo riß sich das Wams vom Leibe und wollte die vor Scham erbebende Eda umhüllen, aber ehe sie es noch erfaßt, war es ein Fegen geworden und flatterte davon. Da sah sie mit ihren feuchten Augen stehend zu Diogo. Dieser wies mit stummen Weh auf die anderen stehenden Menschen, die an ihnen vorüberhasteten, und deren gar viele halb oder ganz nackt waren. Da lächelte die Reine unter Tränen und und sagte wieder den ererbenden Vater und selbender trugen sie ihn talwärts, wo es allgemach erträglicher wurde. Aber das Donnern und Ritzern nahm kein Ende. Von neuem erbebte die Erde, oft so gewaltig, daß die stehenden Menschen zu einem Häuflein zusammengefallen wurden, als ob ein ichtend gelaunter Gigant seinen Spieß mit ihnen treibe. Die Stadt drunten war ein

Erstimmerhausen, ein einziges Wehklagen, eine flammende, schwebende, wankende, schauerlich gräßliche Anklage gegen das Schicksal.
 „Aufs Meer! Aufs Meer!“ Das war die Losung aller Bleibenden. Und was vom flammenden Berge und seiner Hut verschont, das mordete sich hier am Hafen in eigener, selbstthätiger Gier. Wo sich ein Boot fand, das für zwanzig Raum bot, waren im Nu hundert Menschen, und Freund und Freund, Bruder und Bruder mordeten und schlugen sich um ein Plätzchen im Kahn. Und auch Biogo und Eda kamen mit ihrer Würde an solch Boot. Der Vater war jetzt endlich erwacht aus seiner tiefen Ohnmacht und konnte sich jetzt selbst wieder notdürftig halten.

„Zwei Bläse hier noch im Boot, nicht mehr!“ schrie der Steuermann. Eda war hineingezogen. Entweder — oder! Der Vater oder der noch vor wenigen Tagen von ihm geschmähte Biogo. Der schob den Vater ins Boot, das im selben Augenblick abließ. Ein unfagbarer, schmerzerrissener, hoffnungsloser Blick ward Biogo von dem Mädchen nachgeschaut. Das war der Abschied.

Aber der schwimmgeübte Biogo sprang, gleich tausend anderen, in das ausgewählte Meer, um schwimmend das Festland zu erreichen. Und ihm war das Glück holdler als jenem unseligen Leander. Er kam drüben an, ward von hilfsbereiten Händen aufgenommen und gepflegt. Und der von ihm zweimal gerettete Tuffima wird, jetzt selbst bettelarm, ihm Eda nicht mehr verwelgen.

Die Herren Vereinsdiener.

Ich bin ein gutmütiger Mensch und tu keinem gern etwas Böses, denn ich möchte auch gern ungeschoren bleiben, aber seit einigen Tagen habe ich plötzlich einen Unfall bekommen und nun spüre ich eine wahre Mordlust, sobald nur die Mordklinge geht. Ich leide, ich leide unendlich. Wenn ich einen rauhen Männertritt auf der Treppe meines nach Giesener Grundstücken billig und schlecht gehalten Hauses höre, darin ich für einen „Spottpreis“ allen „Komfort der Neuzeit“ vergeblich suche, wenn ich solchen Männertritt höre und die Hände schon eine Heilung wackeln, dann packt es mich, reißt mich empor aus meinem bequemen Sessel, treibt mir das Blut in die Augen, die sich schneidlich nach einem Mordwerkzeug umsehen und murmele dumpfe Verwünschungen. Und das geht nun schon seit drei Wochen so, tagaus, tagan. Ich kucke, ich schreie, ich winselne; es hilft nichts, es nützt nichts, der Herr Vereinsdiener hält mir mit unerbittlichem Lächeln die Quittung seines Vereins vor, dem ich unter Ach und Weh beigetreten bin, betäubt von der Rebegehalt begeistertster Mitglieder, und unrettbar bin ich diesem Ungehener verfallen. Er läßt nicht locker, aber er lächelt, lächelt mild und sanft und hält mir die Quittungsfarte hin.

Im Anfang hab' ich feufzend bezahlt: 5 Mk., 3 Mk., 16 Mk., 1.50 Mk., 20 Mk. — da ward es mir zu toll. „Keinen Pfennig bezahl' ich mehr in diesem Monat, keinen Pfennig. Mein ganzes Monatsgehalt geht ja drauf für Vereinsbeiträge!“

Und der Keel lächelt und lächelt; aber er geht nicht. Er lächelt nur und steht wie angehdraht.

„Aber, Mensch, was wollen Sie denn noch?“

„Geld, Herr Doktor!“

„Keil, ich bringe Sie um!“

„Das haben mir heute schon drei Herren gesagt. . .“

„Aber ich tu's wirklich!“ brüllte ich ihn an.

„Das kostet noch mehr, Herr Doktor!“

Ich kucke. Der Mensch hat recht, das ist keine Frage. Aber was soll ich tun? Es ist ja, als ob die Hölle losgelassen wäre und all ihre Teufel zum Einlassieren geschickt hätte; Tag für Tag einen, womöglich gar zwei oder drei an einem Tag, zu einer Stunde, zu einer Minute, und alle mit denselben beschriebenen Lächeln, mit denselben bulsbamen Siegermiene, denselben anmaßenden Betteiten. . . Es ist nicht mehr zum Aushalten. . .

Und wann kommen sie, diese Menschen, diese von Gott in seinem Born erschaffenen Nachgegriffener einer schwachen Stunde, da man dem Werden nicht widerstehen konnte und sich hilflos den Klauen des Vereins verschrieb. . . O, was ist die Qual eines Kaufs gegen diese Qualen oder das Schicksal des Verastes gegen dieses Schicksal. Einen Monat März in Gieschen hätten sie nicht so leicht überstanden, denn da senden alle Vereine, alle, einfach alle, ihre feilen Sendboten aus und rächen unsere Missetaten und suchen den Menschen beim selbst im dritten und vierten Stock.

„Aber, Mensch, Sie stehen ja noch immer da!“ brause ich auf und balde die Häuste. „Ich hab' mit dem allem ja gar nichts zu tun. Ich war in keiner Sitzung, in keiner Hauptversammlung, ich weiß nicht, wer Vorstand ist, ich kenne von der ganzen Gesellschaft überhaupt niemand.“

„Das sagen alle.“

„Ich weiß nicht einmal, was der Verein bezweckt!“

„Das sagen alle.“

„Ja, ich bin ja gar nicht Mitglied!“

„Das sagen alle.“

Da schmeiße ich ihm das Geld auf den Tisch (es langt gerade noch), werfe ihn durch die Türe und brülle auf wie ein verwundeter Löwe.

Morgen erklär' ich meinen Austritt aus sämtlichen Vereinen.

Vermischtes.

kos. Ein wunderbarer Traum. Von einem wunderbaren Traum und einer feltamen Lebensrettung erzählt Graf Gaudissin in seinem einst sehr bekannten, jetzt aber längst vergessenen Buche „Schleswig-Volstein meermüchlingen“. Er schreibt: Der Kammergerichtsreferendar Karl Krohn, Landwehroffizier, wurde im November 1863, wo noch niemand an den Krieg mit Dänemark dachte, von seinem Freunde Ernst Rummel, der dieselbe Zivil- und Militärcharge bekleidete, mit der Nachricht überrascht, daß er ihm, Rummel, bei Missunde das Leben retten würde. Rummel hatte einen Traum gehabt, in dem ihm dies verheißen worden war; er erinnerte sich jedoch nicht, den Namen Missunde zuvor gehört zu haben, und die beiden Freunde schlugen unter Scherzen und Lachen im Konversationskaffeehaus nach, um sich zu überzeugen, ob es einen Ort dieses Namens gäbe und wo er liege. Wenige Tage nachher wurden Krohn und Rummel zum Dienst einberufen; Krohn kam zum 60., Rummel, wenn ich nicht irre, zum 50. Regiment. Die Marschordre traf die beiden Freunde, denen das Leben in Berlin viel besser gefiel als das Dienstleben im Schnee, wie ein Blitz aus heiterer Höhe. Rummel tröstete sich aber, denn er war von der Idee nicht abzubringen, daß Krohn ihm bei Missunde das Leben retten würde, obgleich ihm die Sache selbst etwas erschwert vorkam, nachdem sie zu verschiedenen Truppenkörpern kommandiert worden waren. Sie hatten sich mehrere Wochen nicht gesehen. Keiner wußte, wo das Korps des andern stand, als sie beide gegen Missunde vormarschirten und beide mit ihren Untergebenen über das Eis gingen. Krohn lag geduckt hinter einem Knick und ermahnte seine Leute, ruhig zu feuern, als er plötzlich dicht neben sich Rummel bemerkte, der eben angekommen ist und voll Begeisterung stürmen will. Ueberascht durch das unerwartete Begegnen ruft er mit lauter Stimme: „Rummel!“ Der Gefundene dreht sich rasch um und in demselben Augenblick freist eine Kugel seine Brust, die ihn durchbohrt haben würde, wenn er noch eine Sekunde in seiner vorigen Stellung geblieben wäre. Krohn hatte allerdings seinem Freunde das Leben gerettet und der Traum war buchstäblich in Erfüllung gegangen.

* Berechtigte Bitte. Arzt zum Patienten: „Das war aber ein böser Fall! Nur Ihrer guten Konstitution haben Sie es zu verdanken, daß Sie durchgekommen sind.“ Patient: „Ach, bitte, Herr Doktor, denken Sie daran doch, wenn Sie die Rechnung schreiben.“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Knabe und Vogel. (Eine Anekdote von der deutschen Sprache.) Auf einem Aste saß ein Vogel u. d. sang. Da kam ein Knabe und suchte ihn zu fangen. Er lockte ihn mit Weisen und Schmeicheleien und hielt ihm ein Stück Zucker hin. „Komm zu mir,“ sprach er, „bei mir sollst du alle Tage ein lustiges Leben führen.“ „Lustig?“ fragte der Vogel, „ich durchschaue deine List. Ich soll mich von dir fangen lassen, damit du dich über mich lustig machen kannst. Nein, mein Ast ist mir lieber als ein Kaffig von lauter Gold. Nur die Freiheit ist meine Lust.“ „Aber“, lockte der Knabe weiter, „welche traurige Freiheit in Wind, Regen und Schnee, wo du hungeru und kitzeln mußt! Wie armsetzig lebst du, und wie gut kannst du es bei mir haben, wo du ein warmes Nest und reichliches Futter bekommst!“ „Ich danke für deine Pflege“, entgegnete der Vogel, „in ihr verliere ich meine Federn, verlerne ich meinen Gesang und verkümmert meine Gestalt. Nur in der Freiheit gedeiht meine Schönheit.“ „Wie dumm du bist“, fuhr ärgerlich der Knabe fort, „dort oben lauert die Wildkatz und hier unten kommt der Fuchs. Willst du denn ewig in dieser Gefahr leben?“ „Das verstehst du nicht, törichte Knabe, daß die Gefahr mein Leben ist. Durch sie waschen meine Schwämme, läßt sich meine Kraft und schärft sich mein Blick gegen alle meine Feinde.“ Sprach's und flog davon. — Ich nicht unsere Sprache dem Vogel gleich? Wenn sie sich von fremden Völkern einfangen ließ, dann war sie verpöbelt, verunstaltet und ohnmächtig. In ihrer Schönheit, Freiheit und Kraft kann sie nur leben, wenn sie deutsch ist und deutsch bleibt. Teich (Höln).

Ergänzungsräffel.

G. . . . M. n. c. n. W. r. e. u. . . . eg'.,
 S. . . . ä. t. . . . k. e. . . . n. d. r.,
 e. h. b. e. . . . u. h. w. d. r.,
 o. . . . t. a. d. . . . c. M. n. c. n. g. . . . c. eg'. I
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:
 (Mit a, b, c, d werden die vier Farben bezeichnet; A = Aß, U = Unter, Dube, Wenzel; D = Dame, Ober.)
 Vohand erhielt: a8, b7, cA, cZ, cK, cD, dU, dA, dZ, dK, im Skat lag aA und aU; Hinterhand hat den Rest.
 Spielgang: Nachdem Vohand die aufgedeckten Karten des Spielers gesehen, folart sie, daß die übrigen b-Blätter bei Hinterhand stehen, soweit sie nicht etwa im Skat liegen. Vohand gibt deshalb durch Auspielen ihrer c- und d-Farbe Hinterhand Gelegenheft, sämtliche b-Blätter loszuwerden, worauf schließlich Mittelhand den 7. Stich (B. b7, M. b8, D. beliebig) übernehmen muß.